In freier Stunde

Unterhaltungsbeilage zum „Posener Tageblatt"

Nr. 57. Posen, den 31. August 1927. Nr. 57.

Fühlst du dich ganz elend und in verzweifelter Bedrängnis, dann überlege, ob es nicht irgend einen Menschen auf der Welt gibt, dem du eine Freude machen kannst.

F. Paulsen.

Mich läßt der Gedanke an den Tod in völliger Ruhe; denn ich habe die feste Ueberzeugung, daß unser Geist ein Wesen ist ganz unzerstörbarer Natur. Er ist ein Fortwirkendes von Ewigkeit zu Ewigkeit.

Goethe.

Die rote Blume.

Roman von Gertrud von Brockdorff.

I.

Ueber das dunkle Promenadendeck flog der schneidende Wind des Januars und veranlaßte Arne Vester, der soeben aus dem heißen Maschinenraume hier aufgetaucht war, den Kragen seines Mantels in die Höhe zu schlagen. Arne Vester blieb dabei einen Augenblick stehen. Seine Zähne klapperten, und ganz plötzlich übermannte ihn im Angesichte der hunderttausend glühenden Wolkenkratzeraugen, denen er sich schon seit drei Abenden gegenüber gesehen hatte und deren Anblick an jedem Abend von neuem von ihm Besitz zu ergreifen schien, das Gefühl einer lähmenden Mutlosigkeit. Etwas wie Heimweh — ein lächerliches und völlig unmotiviertes Heimweh, das er nicht begriff und sofort mit unwilligem Stirnrunzeln von sich abzuschütteln bemüht war — zog ihm vor dem Bilde der von Lichtreklamen übersprühten Küste der neuen Welt die Seele zusammen. Ihm war auf einmal, als hätte ein widriges Schicksal ihn aus windgeschützter Stille in das Brausen des Ozeans geworfen: er flog wie ein Ball durch Abgründe, und bekannte Gefahren türmten sich gleich Wellenbergen um ihn her.

„Ich habe zuviel getrunken," dachte er. „Ich hätte Krögers Grog auch im Angesicht der Prohibition nicht annehmen sollen. Es ist eine lächerliche Auffassung, daß Alkohol einem den Abschied erleichtere." —

Er riß sich zusammen, machte ein paar hastige Schritte in der Richtung der Reeling und stolperte über ein Bündel Taue, das tückisch zusammengerollt im Schatten lag. Er stieß es mit einem Fußtritte zur Seite, trat hart an die Reeling und versuchte in der schwachen, vom Pier heraufströmenden Helligkeit das Zifferblatt seiner Taschenuhr zu erkennen.

Die Uhr zeigte fünf Minuten nach sechs. „Um sechs," dachte Arne Vester, „hat Dr. Mertz am Pier sein und auf mich warten wollen. Wer kann indessen wissen, ob Dr. Mertz es wert ist, daß man seinen Versprechungen Glauben schenkt und sich auf ihn verläßt? — Am Bord eines Schiffes wird viel versprochen. Der enge Raum, in dem man miteinander zu leben und zu atmen gezwungen ist, preßt die Menschen zusammen. Man spürt die Not des anderen so dicht, als ob es die eigene Not wäre. Man wird mitleidig und hilfsbereit, weil man vielleicht selbst des Mitleids und der Hilfe bedarf. — Aber am Lande sieht man auf einmal wieder die eigenen Wege und die eigenen Ziele."

Er lächelte ein wenig verächtlich und betrat mit langsamen Bewegungen den Landungssteg, der vom Promenadendeck zum Pier hinabführte. Der Steg war matt erhellt und der große, leere und sandige Platz davor schien wie mit fahlfarbigem Sammet belegt, über den die unbestimmte Beleuchtung ein phantastisches Muster aus runden und quadratischen Schatten bereitete. Ein großes Auto fuhr langsam über den Platz und hielt in der Nähe des Landungssteges. Drei oder vier Herren entstiegen ihm. Einer von ihnen wechselte ein paar Worte mit dem Posten am Stege, der sie ungehindert passieren ließ.

Arne Vester erinnerte sich der auf dem Schiffe verborgenen Alkoholvorräte und hatte ein wissendes Zucken um die Mundwinkel.

„Man könnte ein Geschäft machen!" dachte er und sah phantastische Möglichkeiten sich blitzartig vor ihm erhellen und in der nächsten Sekunde wieder erlöschen.

„Halloh!" rief der Posten neben ihm. „Seemannskarte!" sagte Arne Vester ruhig und zog umständlich ein schmutziges, auf den Namen des Heizers Heinrich Krügers ausgestelltes Papier aus der Tasche. Der Posten warf einen gleichgültigen Blick auf das Papier, nickte und ließ Arne Vester passieren.

Arne fühlte Sand unter seinen Füßen und ging langsam, mit ein wenig taumelnden Schritten über den leeren Platz. Er sah den Riesenleib des Schiffes wie weißes Mauerwerk neben dem Pier in die Höhe wachsen: die Bullaugen waren schwarz und tot; nur hier und da leuchtete eins wie ein orangefarbener Lampion durch die Nacht.

Ein scharfer von dünnen Schneeflocken durchsetzter Wind fegte über den Platz. Arne Vester zitterte trotz des hochgeschlagenen Mantelkragens. Plötzlich begann er schneller zu gehen, als müßte er sich erwärmen. Aus einem Schattenkegel löste sich eine schlanke, schwarze Gestalt.

Arne Vester blieb stehen.

„Doktor Mertz?" fragte er ein wenig ungläubig.

„Ich warte schon seit etwa zehn Minuten," sagte eine ruhige Stimme.

„Oh! — Ich habe vielmals um Entschuldigung zu bitten, Herr Doktor." —

In Arnes Worten war ein Unterton von Beschämung.

„Es war heute nicht ganz leicht, mich da oben loszureißen."

„Sie brauchen sich nicht zu entschuldigen. Ich habe gern gewartet."

Sie hatten den hohen Bretterzaun erreicht, der den Platz begrenzte. Neben der Durchgangstür, die offen war, stand ein blau uniformierter Schutzmann mit Gummiknüppel. Dr. Mertz grüßte, und der Polizist dankte mit einem unverkennbar wohlwollenden Lächeln.

Dann nahm die Straße sie auf — eine häßliche, mit spärlichen, speicherartigen Häusern besetzte, von Autos wimmelnde Straße

„Wir können die Elektrische gerade erreichen," sagte Dr. Mertz. Arne Vester erblickte den letzten Ausläufer eines Straßenbahngleises und einen fast leeren abfahrtbereiten Wagen. Er lief auf den Wagen zu und verlangsamte dann plötzlich seine Schritte.

„Ich habe keinen Cent amerikanisches Geld in der Tasche," sagte er und fühlte deutlich, wie ihm dabei trotz allem inneren Widerstandes das Blut in die Wangen stieg.

Dr. Mertz lächelte ein wenig. Es war ein sanftes und doch gleichzeitig überlegenes Lächeln, das sein bleiches und seltsames Gesicht auf eine wunderliche Weise zu erhellen schien.

„Wollen Sie mir nicht gestatten, Ihnen auszuhelfen?" fragte er leise.

Arne Vester senkte den Kopf und gab keine Antwort. Aber er folgte dem Doktor, der neben dem Wagen auf ihn wartete und ihn mit einer kurzen Handbewegung zum Einsteigen einlud.

„Ihr Koffer ist bereits glücklich in Ihrer neuen Wohnung untergebracht worden," berichtete Dr. Mertz dann, als sie sich beide im Innern des Wagens gegenübersaßen. „Es hat durchaus keine Schwierigkeiten gemacht, ihn zwischen meinem Gepäck von Bord zu schaffen."

Arne murmelte ein paar Worte des Dankes und heftete einen Blick verstohlener Neugier auf das Gesicht des Doktors, das durch die großen Gläser einer dunkelgrauen Brille etwas Ungewöhnliches und schlechthin Unheimliches bekam. Es war ein weiches, fleischloses Gesicht unter einer hohen fahlen Stirn, das häufig ein trauriges und resigniertes Lächeln umspielte. Das Seltsamste aber war, daß man den Ausdruck der Augen niemals sah, sondern immer erraten mußte und trotzdem den Eindruck eines forschenden und gesammelten Blickes von ungewöhnlicher Schärfe erhielt. Arne Vester mußte an den sonderbaren Zufall denken, der diese Bekanntschaft mit Dr. Mertz geknüpft hatte. Er war auf einer der schmalen Schiffstreppen gestürzt und hatte sich eine Verletzung am Fuße zugezogen. Der Doktor, der sich irgendwie in der Nähe befand, hatte mit ein paar sachgemäßen Ratschlägen geholfen und es Arne erspart, sich an den Schiffsarzt zu wenden, der ihm unsympathisch war.

„Sie sind Student?" hatte er plötzlich gefragt und dabei seinen glänzenden und forschenden Blick auf Arnes Züge geheftet.

Arne hatte die Frage im ersten Augenblicke bejaht, um sie im nächsten ein wenig verwirrt wieder zu verneinen.

Er hätte vor ein paar Jahren Naturwissenschaften und später noch ein paar Semester Jura studiert. Dann hätte ihn die Zeit aus dem Geleise geworfen. Welchen Sinn hatte es heutzutage noch, sein Gehirn mit Wissen vollzupfropfen? Man konnte die Welt nicht mit Gelehrsamkeit kaufen.

Dr. Mertz hatte gelächelt.

Ob es denn überhaupt darauf ankäme, die Welt zu kaufen? Ob nicht vielmehr das besondere Unglück dieser wunderlichen Zeit darauf beruhte, daß so viele Menschen die Welt kaufen wollten? Darauf hatte Arne keine Antwort gewußt. Er hatte sich während dieser letzten Jahre nicht allzuviel um das Unglück der Allgemeinheit gekümmert. Die eigene Not hatte ihm die Kehle zusammengepreßt. Als jüngerer Sohn einer schleswig-holsteinischen Bauernfamilie war er nach mehrjährigem aussichtslosen Studium ins Bankfach gegangen und nach einiger Zeit bei dem Zusammenbruche seiner Bank auf die Straße geflogen. Ein paar Monate lang hätte er dann in Kaffeehäusern Zeitungen verkauft. Nach dem Tode seiner Mutter aber, als der ältere Bruder als Alleinherrscher auf dem überschuldeten Hofe wirtschaftete, fühlte er, wie die Wurzeln seines Seins sich langsam aus der heimatlichen Scholle zu lösen begannen, und hatte unter dem immer unerträglicher werdenden Drucke der äußeren Verhältnisse den Entschluß gefaßt, nach Amerika auszuwandern. Er führte ihn in der raschen, überhitzten Art aus, die seinem Wesen eigentümlich war. Es kümmerte ihn kaum, daß er weder das erforderliche Geld noch die erforderlichen Papiere besaß. Fanden nicht allmonatlich Tausende auf illegitime Weise ihren Eingang in die U. S. A.?

Arne Vester erinnerte sich eines Vetters, der unmittelbar nach dem Kriege auf eine ähnliche Art nach Amerika ausgewandert war und dessen rascher Aufstieg in der ganzen Familie als beispiellos berühmt wurde.

Er verschaffte sich die Anschrift des Vetters und schrieb ihm, ohne jedoch nach Ablauf der ordnungsmäßigen Frist eine Antwort zu erhalten. Daraufhin bemühte sich Arne um eine Stellung als Heizer auf einem der gewaltigen deutschen Ozeanriesen und erhielt sie. Einer zufälligen Beziehung zu einem der leitenden Ingenieure in Verbindung mit seinen technischen Kenntnissen hatte er es zu verdanken, daß diese Stellung in die Stellung eines Hilfsingenieurs umgewandelt wurde. Auf diese Weise konnte es nicht schwer sein, im Hafen von Neuyork mit Hilfe der von einem gutmütigen Schiffsangestellten geliehenen Urlaubsbescheinigung an Land zu gehen und im Menschengewühle der Millionenstadt zu verschwinden. — —

Arne Vester hatte während ihrer abendlichen Spaziergänge auf dem Promenadendeck der zweiten Klasse dem Dr. Mertz von diesen Plänen erzählt.

So oft er dann später wieder zur Wache in den Maschinenraum hinabstieg, sagte er sich, daß dieses Vertrauen einem Unbekannten gegenüber eine große Unklugheit wäre.

Konnte nicht eine einzige unkluge Bemerkung des Doktors ein Scheitern des ganzen Planes herbeiführen?

Aber war es anderseits nicht dringend nötig, einen Menschen zu haben, der einem in der fremden Welt während der ersten Tage mit Rat und Tat zur Seite stand?

Man mußte ja ohne Gepäck von Bord kommen. Man hatte ja nur eine lächerliche Summe deutschen Geldes in der Tasche.

Man war ärmer als der ärmste Einwanderer, der Ellis Island verließ.

Dr. Mertz hatte sich erboten, Arnes Koffer mit sich von Bord zu nehmen und für Arne eine Unterkunft zu besorgen. Er besäße mancherlei Beziehungen in Neuyork, das ihm von früheren Besuchen her bekannt wäre. Arne hatte sich danach erkundigt, ob Dr. Mertz in Geschäften reiste.

Dr. Mertz hatte den Kopf geschüttelt.

Nein, er reise nicht in Geschäften. Geschäfte seien ihm von jeher verhaßt gewesen.

Ob er daran dächte, sich in Amerika eine Praxis zu gründen?

(Fortsetzung folgt.)

Das männliche Ideal.

Von Frigyes Karinthy.

„Doch wie müßte so ein Mann beschaffen sein?" drängte ich die Gnädige, selbst verwundert über meine Neugierde, denn es interessierte mich nicht im geringsten, was sie antworten würde.

Die Gnädige schloß die Augen und lächelte.

„Glauben Sie, daß man das nur so erzählen kann?"

Gottseidank, dachte ich bei mir, man kann es ohnehin nicht erzählen, dann sprechen wir von etwas anderem, zum Beispiel, wann man den Kaffee servieren wird.

Die Gnädige schlug die Augen auf und wurde ernst.

„Glauben Sie, daß man das nur so erzählen kann?"

„Natürlich glaube ich es, warum denn nicht? Groß, blond, blauäugig, was?"

Die Gnädige machte eine Bewegung.

„Wie dumm Ihr seid! Sie glauben wirklich, daß für uns auch das wichtig ist, worauf Ihr Wert legt — die Erscheinung, die Formen — die körperliche Schönheit?"

„Wirklich, er darf also auch häßlich sein?"

„Häßlich? Das nicht. Das habe ich nicht gesagt. Davon kann überhaupt nicht die Rede sein. Schön muß er sein, das ist natürlich. Aber die Schönheit allein genügt noch nicht. Das ist eine so selbstverständliche Grundlage, wie die Luft. Wie weit entfernt ist aber noch der schöne Mann vom männlichen Ideal! Nur Ihr werdet gleich verrückt, wenn eine Frau schön ist. Für uns ist das viel zu wenig. Schön können wir selbst sein."

Sie schloß wieder die Augen, ihr feuchter, leicht geöffneter Mund lächelte, sie lehnte sich zurück, wollüstig zitterten die langen Wimpern. Sie war entsetzlich häßlich.

„Mit einem Wort, er muß also auch klug sein? Ein großer Denker? Ingenieur?“ flüsterte ich heiser. Ich hätte gerne schon meinen Kaffee gehabt.

Die Gnädige lachte melodisch auf. Ihre Stimme war entsetzlich.

„Kleiner Esel! Was gehen mich seine Gedanken an, wenn sie nicht mich betreffen! Selbst wenn er ein Genie ist, wie dieser Shakespeare eines war oder dieser Edison eines ist. Der Mann, von dem wir träumen, ist in erster Reihe Mann und kein weltbeglückender Apostel.

Er darf also auch dumm sein?

„Was denken Sie denn? Das ist natürlich, daß er nebenbei auch ein weltbeglückender Apostel ist. Sie glauben doch nicht, daß mich ein dummer Mann wirklich interessieren könnte. Es gehört zur Sache, daß er auch klug und talentiert ist. Daran ist aber nichts Außergewöhnliches, — sonst gäbe es überhaupt keine Gelegenheit, einander kennen zu lernen. Einem dummen Manne gegenüber fühlen wir ja immer unsere geistige Ueberlegenheit, und das ist unerträglich. Denn wir lieben es nicht, überlegen zu sein, geistig.

Sie straffte sich, in ihren Augen blitzte ein ironischer Funken auf, sie maß mich kalt und ruhig, ihr Gesicht war unbeschreiblich blöd.

„Ich verstehe,“ sagte ich mit niedergeschlagenen Augen, denn es war, als hörte ich die Schritte des Stubenmädchens, und ich wollte nicht, daß sie es merkte, wie ich mich auf den Kaffee freute. „Ich verstehe. Kurz gesagt: er muß so beschaffen sein, daß er Liebe erweckt. Er muß jener gewisse Mann sein, von dem man nicht weiß, warum er den Frauen gefällt, es steckt irgend ein verborgenes Fluidum in ihm, eine strahlende Kraft. Sein Gesicht leuchtet von Geist, Tapferkeit, Vernunft, Selbstbewußtsein.

Mitleidig blickte sie mich an. Ich habe sie sehr bedauert.

„Und sonst nichts?“

„Was denn noch?“

„Geist — Tapferkeit — Vernunft — Selbstbewußtsein! Und wo bleibt das Wichtigste: die Schwärmerei?“

„Schwärmerei?“

„Die Augen, die vor Schwärmerei und Liebe übergehen, wenn er mich anblickt. Das blinde Anbeten, die demütige Ergebung, in der er sich auflöst, wenn er mich sieht. Die ohnmächtige Liebe, von der sein ganzes Wesen zittert, das verzweifelte Schluchzen, der Sprung aus dem Fenster des vierten Stockes, der blinde Wutanfall, mit dem er den Dolch ergreift, um den anderen, den ich anschaue, niederzustechen!“

„Aber warum würden Sie den anderen anschauen, wenn einmal . . .“

„Na, hören Sie, glauben Sie, daß ich einen solchen Mann lieben könnte, der mich terrorisiert, der meine Freiheit will? Einen Sklavenhalter? Pfui! Ich ekle mich vor eifersüchtigen Männern, die sich selbst erniedrigen.“

„Aber vorhin . . .“

„Was vorhin? Mein männliches Ideal leidet im Geheimen, sagt kein Wort, er leidet nur, verzehrt sich meinetwegen, — sterblich könnte ich einen solchen Mann lieben.“

Ich stelle fest, daß die Gnädige so einen wunderschönen ingeniösen, reichen und vollkommenen Mann sterblich lieben könnte, der sie hoffnungslos liebt, und wehen Herzens entsagte ich dem Kaffee, denn ich mußte schon gehen.

Einzig berechtigte Uebersetzung aus dem Ungarischen von Robert Klopstock.)

Hiob.

Von Alfred Polgar.

Danjuleschko Dmorow sah, das Kinn auf beide Hände gestützt, zum Fenster hinaus. Er stierte trübsinnig, die Nägel fest in die Schläfen gebohrt. Am Fenster vorbei führten die Schienen der Stadtbahn, und jeder Zug warf eine Ladung widriger Geräusche, Dampf und Kohlenruß in die Armeleutestube. Dmorow hatte schon oft gedacht; ein Sprung vom Fenster aufs Gleis, und kein Gestank mehr, keine hoffnungslose Arbeit, kein qualvoll unsinniges Erwachen mehr, keine Einsamkeit. Aber Wladimir Kojakiewitsch, der Philosophiestudent, bewies ihm, daß es töricht wäre, die winzige Spanne zwischen zwei Ewigkeiten gewaltsam zu verkürzen.

„Bruder,“ sagte Dmorow, „ich bin am Rande. Gar keine Freude rings umher, gar keine Hoffnung. Wie soll ich die Trostlosigkeit durchbrechen? Nie, nie kann es anders werden. Keinen Zufall gibt es für mich. Woher sollte er kommen? Ich habe kein Geld, Lose zu kaufen oder auf Pferde zu wetten. Mein Gehalt ist klein, Bruder. In fünfundzwanzig Jahren werde ich genau das Doppelte haben, und das wird kaum reichen zum nackten Leben. Worauf warte ich? Wozu trete ich in die Mühle? Um essen und schlafen zu können, sagst du. Aber wozu esse und schlafe ich? Um morgen die Mühle wieder treten zu können. Verfluchter Kreis. Ich werde ein Loch hineinschießen.

Kojakiewitsch zündete das Feuer unterm Samowar an und liebäugelte mit der bösblauen Flamme. „Was sind das für Klagen? Sieh doch, man hat Radio und Fernseher, und die Menschen fliegen.“

„Was schaut dabei heraus für uns arme Teufel? Immer weiter weg rückt man vom guten Leben, das ist alles. Wie weit war alle Möglichkeit meines Daseins schon von einer Kutsche? Wie weit ist sie von einer Flugmaschine!“

Wladimir hatte den Tee in die Tasse geschenkt. „Nun, so nimm eine Frau.“

„Ein Weib, wo es mir schon so schwer wird, e i n Leben zu tragen?“

„Zwei trägt man leichter,“ sagte Kojakiewitsch. „Unabhängig vom Gelde ist es. Du bist nicht mehr einsam. Eine liebe Hand reicht dir den Tee. Abends sitzest du und rauchst und träumst. Porphyreas helle Stimme füllt dein Kämmerlein mit Geplauder, und ihr Lachen rieselt wie ein kleiner, heller Springbrunnen. Weg ist deine Armut, und gerne hungerst du. Nachts, wenn dich die Sorge drückt, legst du ihre Hand auf dein Herz. Und gleich schläfst du ein und träumst vom Paradiese.“

„Porphyrea!“ sagte Dmorow und grub seine Nägel tiefer in die Schläfen.

Wladimir sprach weiter: „Du entbehrst und leidest am Entbehren, weil du nicht Sinn und Zweck in ihm erkennst. Gib ihm Sinn und Zweck! Entbehre für eine liebe Frau, und dein Entbehren wird Wollust. Gerade für die armen Menschen ist die Ehe. Da verkehrt sich ihre Fronarbeit in Liebesdienst. Teile das Brot, das dich allein nicht sättigt, mit einem teuren Wesen, und es wird reichen für deinen Hunger.“

„Sie würde welken in meiner lichtarmen Stube,“ sagte Dmorow. „Hier hielte es nur eine Frau aus, bei der ich es nicht aushielte. Eine mit stumpfen Nerven und harten Fingern. Porphyrea! Sie würde hinwelken . . .!“

„Deine Liebe wird sie schon blühend erhalten,“ sagte Kojakiewitsch. Er hob die weggeworfene Pfeife auf, stopfte sie mit dem Rest von Dmorows Tabak und blies den Rauch durch beide Nasenlöcher. Draußen ratterte ein Bahnzug vorüber. Sein Pfiff war scharf, unerbittlich, dünn wie das Schmitzen einer Peitsche über Sklavenrücken.

*

Kojakiewitsch vermittelte es, daß sein Freund die kleine Porphyrea zur Frau nahm. „Werde ich ihr gerecht werden können, der Zarten?“ fragte Dmorow. Wenn er allein war, weinte er still vor sich hin, so preßte die Liebe sein weiches Herz. Er hatte ihr Ohrgehänge aus schwarzem Email gekauft und ein venezianisches Tuch, so leicht und luftig, daß es nicht fiel, sondern stieg, wenn man es frei flattern ließ. Dmorows letzte Kopeke ging für Porphyreas kleine Freuden auf. Er hatte Gewissensbisse, wenn er sich satt fühlte, in den schlechtesten Kleidern ging er einher.

„Man muß sich deiner schämen,“ sagte Porphyrea. Da ließ er sie auf der Straße immer vorangehen, er selbst ging im Abstand hinten nach wie ein Diener. Manchmal kamen Freunde zu Dmorows, und dann sprachen sie von der Zukunft der Welt und von den großen Taten der Menschen der Revolution. Porphyrea setzte ein gelangweiltes Gesicht auf und zwitscherte drein. Direkt eifersüchtig war sie auf die Revolution und machte sie ein bißchen schlecht. Dmorow litt, wenn sie so sprach. Er errötete und fragte rasch die Freunde: „Ist sie nicht schön?“ Dann wurde Porphyrea ärgerlich und nannte ihn grob und taktlos und tolpatschig.

„Grausam seid Ihr Männer!“ sagte Kojakiewitsch. „Von dir hätte ich es nicht gedacht. Immer duckst du sie in Gesellschaft und machst sie klein. Da debattierst du drauf los und weißt doch, daß sie nicht mit kann! Hatte sie Schulen wie du, die Arme? Hat sie in Kneipen und Kaffeehäusern gelernt, die Worte zu setzen und mit Klugheit zu flunkern?“

Danjuleschko bat im Herzen Porphyrea um Verzeihung. Er redete jetzt oft Dummheiten daher. Die Freunde lachten ihn aus, und Porphyrea lachte mit und wurde schön vor Ueberlegenheitsgefühl.

Eines Tages sagte Dmorow schüchtern: „Phyruschka, geliebtestes Herz, warum trinkst du so viel Schnaps? . . . Du sprichst dann immer laut, und ich will nicht, daß die Leute Häßliches von dir denken . . .“

„Niemand denkt Häßliches von mir, außer du,“ antwortete sie. „Und warum ich trinke, willst du wissen? Weil ich Lust habe.“

Kojakiewitsch nahm den bestürzten Freund beiseite. „Grausam seid Ihr Männer!“ sagte er. „Schrecklich grausam und wißt es gar nicht. Immer verurteilt Ihr die Frauen, und warum? Weil sie über keinen schlagfertigen Dialekt verfügen! Was Frauen sagen w ü r d e n, wenn sie reden könnten, das gilt! Frauen haben vielleicht helleres Licht in ihrer Seele als der Mann. Aber das Licht sitzt zu tief, und dem Weibe fehlt die Kraft, es heraufzuholen. Hast du schon den Blick eines Hundes gesehen, der etwas will? „Lux, was fehlt dir, mein Lieber?“ Und er schaut dich nur an mit Augen, dunkel schimmernd vor Qual des Nichtsagenkönnens, was er will. Dann bellt er drauf los, alles wird ihm Gebell auf dem Wege vom Herzen zum Maul, und du sagst: „Ach, dummes Hundevieh!“

Dmorow zur Porphyrea: „Trinke, Täubchen, wenn du Lust hast!“

Porphyrea antwortete: „Nun, was denn, du Esel?“ Dmorow mietete eine helle Stube für Porphyrea, mit Fenster auf das Gärtchen hinaus. Er selbst zog höher, ganz unters Dach des Riesenhauses, in dem die Menschen zahlreich wie Ungeziefer nicht wohnen, sondern nisten.

„Danju,“ sagte Kojakiewitsch, „du wirst grau und siehst elend aus. Nie lächelst du. Grausam seid Ihr Männer! Wie ein lebendiger Vorwurf für Porphyrea gehst du umher, zeigst ihr stets, wie abgerackert du bist. Kann sie sich ihres Lebens freuen, wenn sie deine Augen immer ächzen sieht? Zu viel Schatten wirfst du, Brüderchen, über den Weg deines Weibes.“

Dmorow nahm sich das sehr zu Herzen. Von nun ab lachte er oft, und die Falten von der Nase zum Mund sahen in Porphyreas Gesellschaft erschrecklich spaßig aus. Alles hatte er der Frau geopfert: Arbeit, Ruhe, seine Kraft und seinen Willen, seinen

Geist und sein Herz, sein irdisch und überirdisch Teil, seine Freuden und selbst seine Traurigkeit . . . Da erfuhr er, daß Porphyrea ihn mit Kojakiewitsch betrüge.

„Nun muß sie sterben!" sagte Dmorow und lud die Pistole.

„Grausam seid Ihr Männer," rief Wladimir, „und nichts wißt Ihr von den Frauen. Siehst du nicht, wie sehr Porphyrea das zum Leben braucht, zur Bestätigung ihres Seins? . . . Genau so notwendig wie ein neues Kleid, wenn die Jahreszeit wechselt, braucht sie hier und da eine neue Sprache der Zärtlichkeit. Eine neue Probe auf ihr Talent: zu wirken. Du willst dein Weib glücklich machen und ihr den Liebhaber verweigern? Wie sagst du? Du hättest ihr ohnehin alles gegeben? Komisch bist du, Danju, mein Lieber! Wie wenn du dem Fisch sagtest: Alles, lieber Fisch, sollst du haben, nur eines muß ich dir verreizern: das Wasser!"

„Phyruschka!"

„Schwindel ist alles andere, Scheinopfer, Scheingeschenke. Was tust du so tragisch? Längst hast du unsere Blicke und unsere Heimlichkeiten gemerkt, und wie sie rot wurde vor Freude, wenn ich nur ins Zimmer trat. Nun, war das nicht schon so viel, als ob . . .?"

„Das Letzte war es doch noch nicht."

„Was für feine Unterscheidungen! Das Vorletzte oder das Letzte — ist das nicht ziemlich einerlei?"

„Niemals werde ich es ertragen können. Hatte sie nicht meine Liebe?"

„Deine Liebe, ja, die ist gewiß die große Sicherung ihres Lebens. Aber die Liebe der anderen, das ist: ihr guter Schlaf, ihr guter Appetit, ihre Schönheit, ihr Frohsinn, ihre Lebenslust."

Dmorow hing die Pistole wieder in den Kasten.

Porphyrea hatte eine Vorliebe für junge Menschen mit dichten blonden Haaren, glatter Haut und langen, schmalen Gliedmaßen. Nach solchen Menschen suchte er jetzt, brachte sie heim, wie man den fetten, körnerreichen Wegerich für den Kanarienvogel heimbringt. Dmorow selbst war ein bißchen massiv, schwerfällig, mit Arbeitshänden. Er machte keine gute Figur in Porphyreas Hofstaat. Sie ließ es ihn fühlen. „Die anderen sind bedrückt durch deine Gegenwart. Man traut sich gar nicht mehr lustig zu sein und mir den Hof zu machen."

„Es ist am besten, ich verschwinde," sagte Dmorow zu Kojakiewitsch. „Wenn ich tot bin, ist Porphyrea ungestört."

„Du wärst brutal genug dazu. Wie heimtückische Pläne ein eifersüchtiger Mann faßt! Porphyruschka sollte ungestört leben mit deinem Gespenst im Nacken? So denkst du dir's. Willst du ihr Dasein mit ewiger Angst vergällen?"

Dmorow schrieb einen Brief: „Liebe! Der Doktor sagte mir, daß ich bald erblinden müsse. Lebe wohl! Ich will nicht, daß du dich irgendwie um mein Begräbnis kümmerst. Wladimir will alles besorgen." Die Freunde verwunderten sich sehr. Kein Mensch hatte je ein Wort von ihm gehört, daß er was mit den Augen habe.

„Er hat mich nie geliebt," sagte Porphyrea. „Jetzt sehe ich alles so klar im Zusammenhang. Er konnte es über sich bringen, mich allein wohnen zu lassen. Seine Arbeit galt ihm mehr als ich. Er hat es geduldet, daß ich ihn mit dir betrüge. Nicht mit der Wimper hat er gezuckt. Eine feine Liebe das! Hatte er ein Gefühl dafür, wie ich mich mit dem vielen Trinken zugrunde richtete? Ganz egal war es ihm. Nicht einmal traurig wurde er, wenn ich ihn schlecht behandelte. Und jetzt geht er hin ohne einen Gedanken für mich, aus Gründen, die nichts mit mir zu tun haben."

Wladimir legte ihr die Hand aufs Haupt. „Grausam sind die Männer," sagte er.

(Mit besonderer Genehmigung des Verlages Ernst Rowohlt, Berlin, dem soeben erschienenen Buche: „Orchester von oben" von Alfred Polgar entnommen.)

Allerlei Wissen.

Was ist ein Genie? Um auf diese Frage eine Antwort zu finden, hat die Stanford-Universität in Kalifornien ihrer Abteilung für Seelenforschung den Auftrag erteilt, die Lebensgeschichte von 300 hervorragenden Männern und Frauen gewissermaßen unter das geistige Mikroskop zu nehmen. Die bemerkenswerten Einzelheiten dieser Lebensgeschichten sind gesammelt, in Rubriken eingeteilt und miteinander verglichen worden. Das Ergebnis dieser mühseligen Forschung hat dann einem bekannten amerikanischen Psychologen vorgelegen. Es ist nach allen Seiten durchleuchtet worden. Man hat die Lebensgeschichte der 300 Männer und Frauen vor allen Dinge daraufhin geprüft und verglichen, wie sie sich in frühester Jugend verhielten, wie der Geist des heranwachsenden Kindes sich entwickelte, wie es mit der Willensstärke beschaffen war, welchen Einfluß die Abstammung ausübte und wie das Kind sich körperlich entwickelte. Die Auswertung des Ergebnisses hat gezeigt, daß an der Ausbildung des genialen Menschen beteiligt sind: die Familienverhältnisse, die häusliche Erziehung und Disziplin, die häuslichen Interessen, die Schulbildung und schließlich die Lektüre und die Erlangung von Welt- und Menschenkenntnis durch Reisen. Die Charakterbildung des genialen Menschen ist besonders eingehend geprüft worden. Dabei hat man 67 verschiedene Charakterzüge aufgestellt, darunter seelisches Gleichgewicht, der Ehrgeiz, es den anderen gleichzutun, Mut, Willensstärke, Ausdauer usw. Der Abschluß der amerikanischen Untersuchung ist nicht nur von wissenschaftlichem Wert, sondern besitzt auch für die Eltern und Erzieher, wie überhaupt für jeden Interesse, der wissen will, wie erfolgreiche Menschen sich entwickelt haben. Abschließend läßt sich sagen, daß die seltene und auffallende Persönlichkeit des genialen Menschen sich schon in früher Jugend durch ein Benehmen offenbart, das von dem des Durchschnittsmenschen abweicht und so sehr in die Augen fällt, daß man seine Züge meistens schriftlich aufgezeichnet hat. Die Persönlichkeit des genialen Menschen ist von Anfang an etwas Abgeschlossenes und bedeutet mehr als die bloße Summierung seiner besonderen Eigenschaften.

„Auf den Lilien sitzen." Auf die weiße Lilie, die bekanntlich schon im Mittelalter in das Wappen der französischen Könige aufgenommen worden war, beziehen sich einige Redensarten, die gelegentlich auch heute noch angewendet werden. So bedeutete seinerzeit das Wort „auf den Lilien sitzen", daß ein Mensch eine hohe Stellung bei Gericht ausübe, da die Sitze, auf denen die obersten Beamten in den Gerichtssälen saßen, immer mit liliendurchwebten Tüchern überdeckt waren. Jemand „eine Lilie anheften" hieß dagegen ihn brandmarken, weil es tatsächlich Brauch war, für gewisse Verbrechen dem Täter eine Lilie auf die Stirn zu brennen.

Sicherheitsfarbe. Ein amerikanischer Ingenieur hat jetzt eine Farbe erfunden, die sich bei einer bestimmten Temperatur sofort in tiefes Schwarz verwandelt. Die Erfindung ist in vieler Beziehung von großem Werte. So laufen die Lager von Maschinen z. B. manchmal heiß. Bestreicht man sie aber mit dieser Farbe, dann kann man die Gefahr sofort durch das Schwarzwerden der Farbe merken und Sicherheitsmaßnahmen treffen, ehe ein Unglück eintritt. Sobald übrigens die bestrichenen Maschinenteile sich wieder auf normale Temperatur abkühlen, nimmt auch das Mittel wieder seine gewöhnliche Farbe an.

Dampfer oder Motorschiff? Lloyds Schiffahrtsbüro hat am 12. J[illegible]i den neuesten Bericht über den Stand des Schiffsbaues der Welt im zweiten Quartal des laufenden Jahres herausgegeben. Es waren im Bau 1 459 595 Tonnen Motorschiffe und 1 366 809 Tonnen Dampfer. In England überwiegt allerdings der Dampfschiffbau noch den Motorschiffbau.

Die Zeitung „Shipbuilding and Shipping Record" ist der Ueberzeugung, daß für Frachtschiffe mittlerer Größe, die für lange Fahrten bestimmt sind, die Verwendung des Oelmotors wirtschaftlicher ist als die Dampfmaschine. Allerdings übersteigen die Baukosten eines Motorschiffes jene des gleichgroßen Dampfschiffes um 30 Prozent, und das ist offenbar noch ein Nachteil. Es mag erwähnt werden, daß Motorschiffe z. B. auf der Fahrt Ostasien — Europa und zurück für den Hin- und Herweg nur einmal Oel einzunehmen brauchen. Auch ist die Uebernahme von Oel wesentlich reinlicher und einfacher als das bekanntlich sehr schmutzige Kohlen der Dampfer.

Fröhliche Ecke.



Wer lügt am besten? An Deck eines Ozeandampfers lagen ein Amerikaner und ein Engländer bequem in ihren Korbsesseln und erzählten sich Geschichten. „Denken Sie nur," sagte der Engländer, „vor einigen Jahren sah ich in Japan einen Kohlkopf, der war so groß, daß in seinem Schatten eine Eskadron Kavallerie exerzieren konnte." „Das ist ja sehr interessant," antwortete der Amerikaner. „Als ich voriges Jahr in Japan weilte, waren in der Nähe von Tokio auf einer riesigen Platte Tausende von Kupferschmieden mit der Herstellung eines ungeheuren Kochkessels beschäftigt." Der Engländer fragte neugierig: „Was wollte man denn mit einem solchen Riesenkessel machen?" „Was man damit machen wollte? Ihren Kohlkopf wollte man darin kochen."

*

Läuse sind gesund. Der alte Großbauer X. in irgendeinem norddeutschen Dorfe verstand es meisterhaft, Geld und Gut zu sammeln. Geizig war er bis zum höchsten Grade. Leider waren aber sein Hof und seine Familie dabei fürchterlich schmutzig. Als eines Tages der Herr Pfarrer vorüberging und auf die Kinder zeigte, die sich den Kopf kratzten, da sagte der Bauer: „Ach, Herr Pastor, wenn de Jungens keine Lüsse hebbet, denn sünd se nich gesund!"

*

Das Telephon. A.: Die Welt ist eigentlich doch noch sehr rückständig. Meines Erachtens nach müßte es noch viel mehr Telephonanschlüsse geben.

B.: Das wäre wohl kaum wünschenswert. Es gibt doch sowieso schon häufig genug falsche Nummern.

*

Absolut religiös. Dem 5 Jahre alten Fritzchen war strengstens beigebracht worden, daß der Sonntag kein Tag zur Spielerei sei, sondern ein Tag der Kirche und des frommen Nachdenkens.

Natürlich war seine Mutter überrascht und tief empört, als sie den Kleinen am Sonntag morgen im Badezimmer antraf, wo er lustig sein kleines Segelboot in der Badewanne umherfahren ließ.

„Fritzchen," rief sie scharf, „habe ich dir nicht schon wiederholt gesagt, daß es sehr sündhaft ist, am Sonntag Segelboot zu spielen."

Der Kleine aber schaute in voller Gemütsruhe auf und sagte: „Ach, rege dich doch nur nicht auf, Mutti, dies ist kein Vergnügungsschiff, dies ist ein Missionsschiff, das nach Afrika fährt."

„Answers".

Verantwortl. Schriftleiter: i. V. Alexander Jursch, Poznań.